Eigenthum, Druck und Verlag von R. Graßmann.
Redaktion und Expedition Kirchplatz 3.
Annahme von Inseraten Schulzenstraße 9 und Kirchplatz 3.

Abonnement für Stettin monatlich 50 Pfg., mit Trägerlohn 70 Pfg.,
auf der Post vierteljährlich 2 M., mit Landbriefträgergeld 2 M. 50 Pfg.
Inserate die Petitzeile 15 Pfennige.

Stettiner Zeitung.

Morgen-Ausgabe. Sonnabend, den 10. Januar 1885. Nr. 15.

Deutschland.

Berlin, 9. Januar. Der Kaiser leidet, wie man der „N.-Z." schreibt, in Folge einer Erkältung an leichten Verdauungsbeschwerden und verließ deshalb gestern erst Vormittags das Bett. Die Indisposition ist indessen durchaus unerheblich, und der Kaiser hat in keiner Weise seine täglichen Arbeiten irgendwie zu unterbrechen nöthig gehabt.

— Es erscheint dringend wünschenswerth, daß die Bewegung, welche sich die Feier des 1. April als Geburts- und Amtsjubiläum des Reichskanzlers zum Ziel gesetzt hat, aus den verschiedenen örtlichen Strömungen in einen einheitlichen Gang geleitet wird. Da man aller Orten gewiß das Zweckmäßigste zu erzielen wünscht und alle bisherigen Andeutungen nur vorläufiger tastender Natur sein könnten, dürfte es nicht schwer halten, sich über den richtigen Weg zu verständigen. Wir möchten hier zunächst einem Gedanken Ausdruck geben. Gewiß hat der in weiten Kreisen der Nation tief empfundene und laut gewordene Unwille über die Abstimmung der Reichstagsmehrheit am 15. Dezember v. J. die Erinnerung an die gewaltigen Verdienste des Reichskanzlers und die nationale Pflicht, dieselben dauernd zu ehren, ganz besonders geschärft. Es kam hinzu, daß der beim ersten Ausbruch des Unmuthes auflodernde Gedanke, aus Privatmitteln das geringfügige Direktorialgehalt zu bestreiten, sogleich eine größere Summe zur Verfügung stellte, da selbstverständlich von ihrer Verwendung nach dem ursprünglichen Sinne der Geber keine Rede sein konnte; aber der eine wie der andere Umstand sind doch nur sehr nebensächlich für die Frage, ob das deutsche Volk Anlaß hat, das Doppeljubiläum des Reichskanzlers feierlich zu begehen, was beiläufig bemerkt bei den einfachsten Verhältnissen des Landesstaatsdienstes und ähnlichen Vorgängen nicht unterlassen zu werden pflegt. In dieser Auffassung verschwindet der Anlaß des 15. Dezember und wir meinen, daß es dem zu Ehrenden und der Art der Ehrung besser entspricht, wenn die einheitliche Zusammenfassung der auf jene Feier gerichteten Wünsche und Bestrebungen den hier angedeuteten allgemeinern Ausgangspunkt nimmt. Für die Form der Ehrung würde uns eine dauernde Stiftung, deren Zweckbestimmung dem Reichskanzler selbst zu überlassen wäre, als das Zunächstliegende und Natürliche erscheinen, aber man wird in dieser Beziehung sich getrost auf das gereifte Urtheil derjenigen verlassen können, in deren Hände voraussichtlich die Fäden dieser nationalen Dank- und Ehrenbezeugung zusammenlaufen.

— Der frühere französische Kriegsminister, General Campenon, ist plötzlich der Held des Tages und der Nationalheilige der Skandalmacher vom Schlage der Deroulede und Anatole de la Forge, die am liebsten Tonkin und China zum Teufel wünschen und dafür den frischen, fröhlichen Krieg gegen Deutschland in's Werk setzen möchten. General Campenon hat sich nämlich von einem Aushorcher über die Gründe seines Rücktrittes examiniren lassen und dabei eine Offenherzigkeit bewiesen, welche auf die Anschauungen der französischen Militärs von den Pflichten der Diskretion und der dienstlichen Disziplin ein neues, höchst sonderbares Licht wirft. Der General erklärte es frei heraus, daß er mit der Politik Ferry's nichts weniger denn einverstanden gewesen sei. Er habe bei seinem Amtsantritte sich nur dazu verpflichtet, den Tonkinhandel zum Austrag zu bringen und dafür von Ferry die Zusicherung erhalten, daß man mit China keinen Krieg führen werde. (Der Form nach hat Ferry diese Verpflichtung allerdings gewahrt!) Das sei nun anders geworden. Man stehe danach auf dem Punkte, mit China einen Krieg zu führen und wolle zu diesem Ende eine große Heeresmacht dorthin absenden. Sein Platz sei daher nicht mehr in diesem Ministerium. Leute und Geld opfern, fuhr der General fort, für zweifelhafte Resultate, selbst für den Fall eines vollständigen und raschen Sieges, tadle er, und nicht dies blos allein, sondern auch Herrn Ferry's gesammte äußere Politik. Herr Ferry lasse sich vom Fürsten Bismarck foppen; seit einigen Jahren besorge Frankreich Deutschlands Geschäfte. Der Kanzler habe Frankreich mit Italien und Spanien entzweit, heute wolle er Frankreich mit England überwerfen. Der gewesene Kriegsminister erzählte sodann, er habe im Ministerrathe oft seine Stimme gegen diese Politik erhoben. In der gegenwärtigen Situation habe Frankreich nichts Anderes zu thun, als zu warten und sich zum Kampfe vorzubereiten, nicht an allen Ecken und Enden der Welt, sondern in Europa. „Sie wissen wohl, gegen wen", meinte der General, welcher hinzufügte: „Auf dieses Ziel hin wurde unsere ausgezeichnete Armee so organisirt, daß eine Zersplitterung damit unverträglich ist China wird im Geheimen von England und Deutschland ermuthigt, welche ihm Soldaten und Waffen schicken. Wenn der Kampf sich in die Länge zieht, können die Chinesen gefährlich werden." General Campenon zweifelt indessen nicht am Siege der Franzosen, aber Ferry's Projekte beunruhigen ihn. Er wolle durchaus nicht an der Verantwortung für Ferry's auswärtige Politik theilnehmen, welche Frankreich auf die Gnade Deutschlands anweise. Es sei dies eine Politik der Täuschung, die Gambetta nie getrieben hätte, und die, wäre er am Leben, keinen größeren Gegner hätte, als Gambetta.

Anfangs wurde von einigen Blättern versucht, die Richtigkeit dieser Mittheilungen anzuzweifeln. Ein ministerielles Blatt erklärte sie sogar für ganz unglaubwürdig. Da das „Evenement", dessen Mitarbeiter jene Aeußerungen selbst gehört hat, die absolute Zuverlässigkeit dieser Mittheilungen verbürgt, und der General Campenon diesen letzteren bis jetzt noch kein Dementi entgegengestellt hat, so ist alle Welt von ihrer Richtigkeit überzeugt. Der Eindruck dieser „Enthüllungen" ist bei allen gemäßigt und unbefangen Denkenden ein ungemein peinlicher. Man empfindet, wie schwer der General Frankreich gegenüber Deutschland blosgestellt, indem er dem Verdachte Vorschub leistet, als ob im Grunde genommen die militärische Welt ebenso denkt wie er. Es herrscht deshalb überall eine ziemliche Bestürzung, nur die Patrioten jubeln. Daß Campenon so lange dem Ministerium angehören konnte, dessen Politik er für verwerflich erachtet, wirft ein schlechtes Licht auf seinen Charakter. Allgemein, die Radikalen ausgenommen, wird sein Verhalten mißbilligt, als unerhört bei einem Minister und als ein schlechtes Beispiel für die Armee. Die französischen Blätter zeigen Takt genug, um die unglaublichen Aeußerungen Campenon's über Ferry und Deutschland nicht weiter zu verfolgen. Wenn Campenon vielleicht die parlamentarische Stellung des Kabinets geschwächt hat, so dürfte er, wie ein Pariser Korrespondent der „Köln. Ztg." meint, andererseits der auswärtigen Politik Ferry's unwissentlich einen guten Dienst geleistet haben. Deutschland aber kann froh sein, daß ein so gefährlicher Gegner nicht mehr die Leitung des Kriegswesens in Händen hat.

— Der junge Deutsche, von dem wir neulich einen Brief veröffentlichten, berichtet in der Folge, wie er die deutsche Kolonie Kamerun passirt habe.

„In Gabun", fährt er dann fort, „gingen wir ans Land und machten zunächst dem deutschen Konsul unsere Aufwartung. Herr Schulze, Hauptvertreter der Firma Wörmann, ist seit 16 Jahren an der Westküste und erfreut sich einer vortrefflichen Gesundheit; er nahm uns mit größter Freundlichkeit auf und bewirthete uns mit prächtigem deutschen Bier. Nachdem wir uns eine Stunde mit ihm unterhalten hatten, entließ er uns mit einem Boten nach der Kaffeeplantage des Herrn Soyaux. Von Gabun aus hatten wir bis zur Farm einen zweistündigen strammen Marsch, dessen erste Hälfte im heftigsten Sonnenbrand durch eine Grassteppe führte; als wir diese verließen, traten wir in dichten Wald ein und kamen bald auf eine gebahnte Straße, die jetzt von der Ansiedelung nach Gabun angelegt wird. Um 1 Uhr langten wir schweißtriefend und ziemlich müde dort an und wurden von Herrn Soyaux und seiner Frau in der liebenswürdigsten Weise empfangen. Das Haus, in dem sie wohnen, ist vollständig nach europäischem Stil eingerichtet und aus Europa bezogen; um dasselbe zieht sich eine schöne, breite Veranda, die ihre Vorderseite auf einen kleinen Vorgarten und die Kaffeepflanzung öffnet. Nachdem die größte Tagshitze vorüber war, machten wir einen Gang durch die Pflanzung, die auf hügeligem Boden angelegt ist. Herr Soyaux beklagte sich zwar bitter über den schlechten Boden, wir sahen aber überall schöne, kräftige Kaffeebäume, voll von Früchten. Heimgekehrt, wurde uns ein feines Mittagessen vorgesetzt, dem eine Tasse sehr schönen, selbstgezogenen Kaffees folgte. Wir verbrachten dann den Abend in echter deutscher Gemüthlichkeit bei gutem Bier und gingen zeitig zu Bett. Am anderen Morgen standen wir 1/2 6 Uhr auf, machten noch einen Rundgang durch die Pflanzung und traten gleich nach dem Frühstück unseren Rückweg nach Gabun an. Hier besahen wir die französische Jesuitenmission und wurden von den Patres sehr freundlich aufgenommen und überall herumgeführt. Der Bischof der Mission ist 36 Jahre daselbst und vollständig gesund und rüstig.

Am 18. gingen wir wieder in See und um 9 Uhr über den Aequator. Dieser Schritt wurde mit besonderer Festlichkeit auf dem Schiffe begangen. Mittags lief ein Brief von Neptun ein, der seinen Besuch ankündigte und den Wunsch aussprach, allen Denen, die die Linie noch nicht passirt hatten, vorgestellt zu werden. Neptun kam dann auf der Kanonenlafette des Schiffes angefahren, von den Seeleuten gezogen. Darauf war große Kour, an der sich alle Passagiere betheiligten. Die Einzelnen wurden Seiner Gottheit vorgestellt, rasirt und getauft. Wir hatten uns zu dem Zweck Alle angezogen und erschienen in einem schmutzigen Hemd und einer leinenen Hose. Zunächst wurde man mit Ruß und Eisenrost eingeseift, dann mit einem großen Messer rasirt und zum Schluß in einem Kübel mit Seewasser getauft. Ein Missionär, der sich den Spaß nicht gefallen lassen wollte, stieß den Rasirtopf um und wurde dafür zur Strafe erst recht mißhandelt.

Loango in Sicht, nächstens mehr.

— Die englischen Zeitungen erklären, daß nach der Annektirung des Pondolands die ganze Ostküste Südafrika's von der Kapkolonie bis zum Beginn der portugiesischen Besitzungen unter englische Souveränetät gestellt sei.

Ausland.

Paris, 8. Januar. (B. T.) Heute begannen vor dem hiesigen Assisenhofe die Verhandlungen in dem Prozesse gegen Frau Clovis Hughes. Der Sitzungssaal war buchstäblich vom Publikum in Sturm genommen. Selbst die Advokaten in Robe fanden keinen Platz mehr und wußten nichts Besseres zu thun, als einen Protest an den Präsidenten des Tribunals, Herrn Bérard des Glajeux, zu richten. Unter den Glücklichen, die in den Saal eingedrungen, befinden sich Albert Wolff, Albert Delpit, Jules Clarentie, fast die gesammte englische Botschaft, die Prinzeß Hohenlohe, der Vater und die Mutter der Angeklagten, Herr und Frau Royannez.

Auf dem Tische liegt als Beweisstück der Revolver, mit welchem der Mord vollzogen, und ein Packet Briefe Morins. Die Sitzung beginnt um 11 Uhr 40 Minuten. Der General-Advokat Bernard versieht das Amt des öffentlichen Anklägers. Gatineau, Advokat, Deputirter und Freund Clovis Hughes, führt die Vertheidigung. Nicht weit von ihm sitzt Rochefort. Der Advokat Angeli leiht dem Vater Morins, der, wie bereits gemeldet, Zivilansprüche an die Mörderin erhebt, seinen gerichtlichen Beistand. Der Vater Morins, ein Bauer der Auvergne in blauer Blouse, macht einen wenig intelligenten Eindruck.

Nachdem die Geschworenen ausgeloost sind, wird Frau Clovis Hughes unter allgemeiner Bewegung eingeführt. Einige Individuen stehen auf, um besser zu sehen. Da erheben sich, wie in einer Premiere, skandalöse Rufe: „Sitzen bleiben! sitzen bleiben!" Die Angeklagte durchschreitet die Bänke der Presse. Ihr Gesicht verräth keinerlei Bewegung. Ihr Schritt ist sicher. Frau Clovis Hughes ist eine imposante, südliche, etwas volle Schönheit. Sie trägt dasselbe Kostüm, wie an dem Tage der Katastrophe, mit Pelz besetzten, schwarzen Mantel, schwarzen, roth eingefaßten Hut mit weißem Tüll-Schleier, schwarzseidenes, brochirtes Kleid. Nachdem sich die Angeklagte gesetzt, durchfliegt ihr offenbar nach Bekannten suchender Blick den Saal. Als sie unter den Generalien nach ihrem Alter befragt wird, erklärt sie: 29 Jahre. Die Geschworenen leisten den Eid und es erfolgt die Verlesung der Anklageakte, die bereits mitgetheilt ist.

Die Alternative, vor welcher die Geschworenen stehen, ist volle Freisprechung oder Verurtheilung ohne mildernde Umstände. Dann steht auf ihrem Verbrechen der Tod; würden die Geschworenen mildernde Umstände zuerkennen, dann ist die Minimalstrafe 20 Jahre Zwangsarbeit. Frau Clovis Hughes hat die Verlesung der Anklageakte mit großer Aufmerksamkeit angehört. Während des Aufrufs der 29 Zeugen, in welcher Zeit die Sitzung suspendirt ist, umarmt Herr Royannez die Angeklagte, seine Tochter.

Nach Wiederaufnahme der Sitzung erklärt die Angeklagte bei ihrer Vernehmung, daß ein Irrthum in der Anklageakte enthalten sei: „Ich habe die Anklagekammer des Zuchtpolizei-Gerichts vor meinem Manne verlassen. Morin kam später, er kreuzte meine Schritte, verhöhnte mich, da habe ich meinen Revolver gezogen und ihn getödtet."

Präs.: Aber Sie sind ihm gefolgt, als Sie auf ihn schossen.

Angekl.: Ich glaube nicht.

Präs.: Wohin zielten Sie?

Angekl.: Ich habe aufs Herz gezielt. Ich habe ihn an dieser Stelle nicht getroffen, weil er den Kopf senkte. Aber ich erinnere mich nicht, ihm gefolgt zu sein.

Präs.: Man versichert, daß Sie Ihren Revolver wie auf einem Scheibenstand gehalten hätten, und daß Sie keinen Gesichtsausdruck gehabt haben, der auf Bewegung hätte schließen lassen. Gestehen Sie die vorherige Ueberlegung ein?

Angekl.: Ja, mein Herr. Ich wollte nicht mehr vor den Tribunalen mit einem Manne zusammentreffen, der mich unaufhörlich beleidigte, dauernd den Frieden meines Hauses störte und der mich schließlich bei meinen Kindern um meine Ehre gebracht hätte.

Die Angeklagte setzt dann mit südlicher Beredtsamkeit ihren Fall auseinander. Endlich, nachdem sie sich gesetzt, verliest der Präsident mehrere Schriftstücke über den Vorprozeß Lenormant-Morin, bei welcher Verlesung Frau Clovis Hughes verschiedentlich Gelegenheit erhält, zu versichern, daß sie, wenn Frau Lenormant, die bekanntlich Morin gedungen, um die Angeklagte mit übler Nachrede zu beschmutzen, nicht gestorben wäre, sie dieselbe auch erschossen hätte.

Bezüglich Morins bemerkt sie: Ich habe Alles gethan, um den Gewaltakt, den man mir vorwirft, zu vermeiden. Ich habe Morin nach seiner Verurtheilung vorgeschlagen, daß ich seine Begnadigung verlangen würde, wenn er anerkennte, mich verleumdet zu haben. Er hat auf diesen Vorschlag mit neuen Insulten geantwortet. Setzen Sie sich an meine Stelle und Sie werden meine Verzweiflung und meine Rache begreifen.

Man kommt zu den Postkarten und Briefen. Der Präsident verliest drei Briefe. Das Verhör mit Frau Hughes neigt sich seinem Ende zu.

Präs.: In Allem, was hier gesagt worden, liegt nichts, was den Mord, ich sage nicht rechtfertigen, denn Morde rechtfertigen sich nie, aber ihn erklären könnte. Die Gerichte haben Morin verurtheilt, die ganze Presse, Sie haben es selbst eingeräumt, ist Ihnen günstig gewesen.

Angekl.: Fünfzehn Monate lang hat mich Morin moralisch gemordet mit Nadelstichen, mit Insulten. Sie haben von Ihrem Platze gut reden. Setzen Sie sich auf den meinigen und Sie werden anders sprechen.

Präs.: Nun Madame, warum haben Sie eigentlich Morin getödtet? Wegen seines falschen Zeugnisses oder wegen der Postkarten?

Angekl.: Ich habe nicht den falschen Zeugen Morin, sondern den Verleumder nach seiner Verurtheilung getödtet. Wenn Morin sich still verhalten, aufgehört hätte, mich zu verleumden, so würde er heute noch leben. Ich konnte aber den Gedanken nicht ertragen, daß man überall sagte: Es giebt keinen Rauch ohne Feuer.

Präs.: Also sind es die Postkarten, die Ihren Entschluß herbeigeführt haben.

Angekl.: Ja, mein Herr!

Präs.: Nun, die Postkarten stammen nicht von Morin her.

Angekl.: Wer sagt aber, daß sie nicht von einem seiner Freunde sind? (Bewegung.)

Präs.: Es giebt Umstände, wo der ehrloseste Mann nicht lügt. Das ist im Augenblick des Todes. Ich werde den Herren Geschworenen vorlesen, was dieses unglückliche Opfer vor seinem Tode ausgesagt hat. Der Präsident verliest die

aus der Anklageakte bekannte Aussage Morins, daß er unschuldig sei.

Angekl.: Ich habe die feste Ueberzeugung, daß diese Briefe auf Veranlassung Morins geschrieben sind. (Große Bewegung im Auditorium.)

Präs.: So hätte er im Sterben gelogen.

Angekl.: Ich glaube es. (Murren im Saal.) Ich habe zuerst geglaubt, daß die Briefe von ihm geschrieben seien. Nachdem ich die Handschrift gesehen, verharre ich darin, anzunehmen, daß er sie diktikt hat. Finden Sie den Schreiber dieser Briefe, zeigen Sie mir ihn und wenn es nicht ein Freund Morins ist, so will ich sagen, daß ich mich getäuscht, daß ich Unrecht habe. (Anhaltende Bewegung.)

Präs.: Nun, Madame, wenn wir das falsche Zeugniß bei Seite lassen und die Postkarten, was bleibt dann?

Angekl.: Die Beschimpfung und Verleumdung.

Präs.: Es bleibt ein Zustand krankhafter Ueberreizung bei Ihnen. Sie haben dem Untersuchungsrichter ein Wort gesagt, das alle Frauen sagen, die getödtet haben: Sie würden Ihre Ruhe nicht wiederfinden, so lange der Mensch lebte.

Angkl.: Das ist wahr.

Präs.: Madame, Ihre Rache ist sehr grausaum gewesen. Sie haben von Ihren Leiden gesprochen. Ich glaube daran. Aber sagen Sie einmal, wer hat mehr gelitten: Sie oder Ihr Opfer?

Angekl.: Ich, mein Herr.

Präs.: Sie haben sich selbst Gerechtigkeit schaffen wollen, haben Sie gesagt.

Angekl.: Ich habe meine Ruhe wiederfinden wollen. (Neues Gemurre im Saal.)

Präs.: Bedauern Sie, was Sie gethan haben?

Angekl.: Ich bedauere, daß Morin mich dazu gezwungen hat. Gewissensbisse habe ich nicht.

Damit ist die Sitzung vorläufig suspendirt.

Paris, 9. Januar. (Zweiter Verhandlungstag des Prozesses Hughes.) Die Zeugenaussagen, welche alle zu Gunsten der Angeklagten ausfallen, sind ohne Interesse. Bemerkenswerth ist nur die Glorifizirung der That durch den Deputirten de la Forge, welcher sich dafür von dem Präsidenten einen Verweis zuzieht. Gegen 6 Uhr Abends war die Vernehmung beendet. Das Publikum stürzt sich auf die Plätze der Geschworenen, man ißt, trinkt und schreit — ein unwürdiger Skandal! Bei der Wiederaufnahme der Verhandlungen müssen die Sitze der Geschworenen mit Gewalt geräumt werden.

Der Vertheidiger der Zivilpartei führt aus, daß die Angeklagte die Rollen zu vertauschen und Morin als Mörder darzustellen suche. Aus seinem Gewerbe könne Morin kein Vorwurf gemacht werden. Er verlange Gerechtigkeit.

Das Plaidoyer des General-Staatsanwalts war hochbedeutend. Frau Hughes sei nicht zu richten als die Frau eines Deputirten oder beliebten Dichters, sondern wie jede andere Frau. Sie habe nicht getödtet, weil die Postkarten sie verletzt, sie habe gewußt, daß diese falsch waren; nicht weil sie die Appellinstanz gefürchtet habe. Das anzunehmen, sei ihrer nicht würdig. Sie habe getödtet, weil mit der Appellinstanz aller Haß wieder erwacht sei. „Für wen besteht das Gesetz, für wen der soziale Schutz, wenn es nicht die Leidenschaft eindämmen, wenn das Strafrecht nur gegen die Demüthigen, Unterwürfigen angewandt werden soll! Nein! Sie haben nicht das Recht, sich der Gerechtigkeit zu substituiren, die ihnen volle Genüge geleistet hat. Sie sind keine jener Verlassenen, die das Gesetz nicht schützt. Dasselbe hat sich, wie die ganze Presse, Ihrer angenommen. Eine Freisprechung würde eine Sanktion des Mordes sein!"

Während der Rede wird die Angeklagte einmal ohnmächtig. Wieder zu sich kommend, giebt sie selbst Zeichen zum Fortfahren.

Das Playdoyer Gatineaus, des Vertheidigers, war sehr einfach und darum sehr wirksam. Er plaidire nicht für das Recht, zu morden, sondern für die Ehre einer Frau, für den Ruf einer Mutter, der heilig sein solle und der nicht hinreichend vom Gesetz geschützt werde. Wenn eine Verurtheilung zu drei Monaten möglich wäre, so würde er gegen eine solche sogar nichts einwenden.

Um 2 Uhr Nachts werden die Debatten geschlossen. Nach fünfzehn schrecklichen Minuten des Wartens wird das freisprechende Verdikt verkündet, welches mit lautem Jubel und Bravos empfangen wird, die auf den Boulevards in der dicht gedrängten Volksmenge ein Echo wecken. Frau Hughes ruft aus: Endlich kann ich meine Kinder umarmen.

Morins Vater werden auf die verlangten 20,000 Francs 2000 Entschädigung zugesprochen. Frau Hughes wird sofort aus der Haft entlassen und betritt, umarmt und geküßt, im Triumph die Straße.'

Stettiner Nachrichten.

Stettin, 10. Januar. Bei dem Güter-Auseinandersetzungs-Verfahren zwischen geschiedenen Eheleuten, welche in Gütergemeinschaft gelebt hatten, erhält nach einem Urtheil des Reichsgerichts, 4. Zivilsenats, vom 4. Dezember v. J., im Geltungsbereich des preußischen allgemeinen Landrechts zunächst jeder Theil sein in die Ehe gebrachtes oder während derselben durch Erbschaft u. s. w. erlangtes Vermögen zurück, und das übrige wird — nach Verhältniß der Schuld — unter beide Eheleute vertheilt. Befindet sich unter den von einem Theil eingebrachten oder ererbten Vermögensstücken ein Gegenstand (z. B. ein Grundstück), welches zur Zeit der Illation weniger werth gewesen als zur Zeit der Trennung, so kommt dieser spätere höhere Werth dem inferirenden Gatten, als dem Eigenthümer zu Gute, und es kann diese Werthsdifferenz nicht zur Theilungsmasse gezogen werden.

— Wir machen darauf aufmerksam, daß nach dem Reichsgesetz vom 21. Juli 1884 die Verpflichtung der Kassen des Reichs und der Bundesstaaten zur Annahme der Reichskassenscheine an Zahlungsstatt, sowie die Verpflichtung der Reichs-Hauptkasse zur Einlösung derselben gegen baares Geld bezüglich der unterm 11. Juli 1874 ausgefertigten Reichskassenscheine mit Ende des Monats Juni 1885 aufhört, und daß diese Scheine vom 1. Juli 1885 ab nur noch bei der königlich preußischen Kontrolle der Staatspapiere in Berlin eingelöst werden.

— Landgericht. Strafkammer 3. — Sitzung vom 9. Januar. — Eine recht strenge, aber gerechte Strafe wegen Widerstandes und Beleidigung eines Beamten traf den Arbeiter Herm. Zöllner und lieferte die heutige Verhandlung wieder den Beweis, weß Geistes oft das Publikum ist, welches den Zuschauerraum in den Gerichtssälen füllt. Der Thatbestand ist folgender: Am 3. September v. J. stand der Schutzmann Sellin auf der Breitenstraße Posten und wurde dort von dem Angeklagten in gröbster Weise insultirt. Der Beamte bewahrte seine Ruhe und forderte den Zöllner nur auf, ruhig seines Weges zu gehen und durch sein ungebührliches Auftreten keinen Auflauf zu verursachen. Zöllner leistete dieser Aufforderung keine Folge, er begann vielmehr den Beamten thätlich anzugreifen und da er diesem an Kräften überlegen war, lag der Schutzmann bald am Boden und Zöllner hieb auf ihn ein. Natürlich hatte sich in Folge dieser Affaire sofort eine große Menschenmenge angesammelt, aber — wie bei derartigen Auftritten leider gewöhnlich — es fand sich Niemand, der sich dem Beamten zur Hülfeleistung hierbei zur Verfügung stellte. Erst nachdem ein zweiter Schutzmann herbeigekommen war, gelang an der Mönchenstraße die Festnahme des renitenten Menschen. Heute war nun Zöllner wegen Beleidigung und Widerstandes angeklagt und der Schutzmann Sellin wurde als Hauptbelastungszeuge vernommen. Während der Vernehmung des Letzteren erhoben die im Zuschauerraum befindlichen gleichgesinnten Freunde des Angeklagten derartiges tumultuarisches Geräusch, daß sich der Vorsitzende, Herr Landesgerichtsdirektor Lindemann, genöthigt sah, den Zuschauerraum räumen zu lassen. Nach beendeter Beweisaufnahme beantragte der Herr Staatsanwalt 1 Jahr 6 Monate Gefängniß. Der Gerichtshof ging jedoch über dieses Strafmaß hinaus und erkannte auf 2 Jahre Gefängniß und sprach dem beleidigten Beamten auch Publikationsbefugniß zu. In den Gründen des Erkenntnisses führt der Vorsitzende aus, daß eine exemplarische Strafe auf solch rohe Angriffe erfolgen müsse, denn der Beamte müsse gegen derartige Angriffe des Janhagels geschützt werden.

— Im Stadt-Theater gelangt heute als 16. volksthümliche Vorstellung zu ermäßigten Preisen Gustav Freitag's großartiges Schauspiel „Graf Waldemar" zur Aufführung. Morgen gelangt Wagner's „Tannhäuser" mit Herrn W. Richter in der Titelpartie zur Wiederholung. — Im Bellevue-Theater wird morgen der mit großem Erfolge im Stadt-Theater zur Aufführung gelangte Schwank „Ihr Lebensretter" gegeben.

Kunst und Literatur.

Theater für heute: Stadttheater: „Graf Waldemar."

Die Nr. 2 der „Gefiederten Welt", Zeitschrift für Vogelliebhaber, -Züchter und -Händler, herausgegeben von Dr. Karl Ruß (Berlin, Louis Gerschel), enthält: Die Nachtschwalbe (Schluß). — Nordamerikanische Vögel im Freileben geschildert: Der Purpurgimpel (Fortsetzung). — Weiteres zur Kanarienvogelzucht (Fortsetzung). — Die IV. Ausstellung des Vereins „Ornis" in Berlin II. — Aus den Vereinen: Königsberg; Köln; Halle; Ausstellungen. — Anfragen und Auskunft. — Briefliche Mittheilungen. — An die Leser. — Anzeigen. — Die Beilage enthält Anzeigen.

— Die Kunst, Konzertbesucher zu sein. Eine junge brasilianische Schriftstellerin, die in Frankreich lebt, veröffentlicht unter dem Pseudonym Arsène Grüß eine lustige Persiflage auf die auch in der französischen Hauptstadt grassirende übertriebene Musiksimpelei. Sie macht den Vorschlag, man solle an der Thür der Konzertsäle Anweisungen vertheilen, wie man sich im Konzert bei den Kompositionen der verschiedenen Musiker zu benehmen habe. Sie meint zum Beispiel so:

Beethoven. Man neige sich und schweige, so sagt man mindestens keine Thorheiten. Höchstens darf man mit gedämpfter Stimme rufen: Kolossal! gigantisch! titanenhaft! Man versuche, eine gewisse Sammlung zur Schau zu tragen und automatische Kopfbewegungen nach Art eines Kukuks aus dem Schwarzwald zu machen: vor Allem sei man ruhig.

Berlioz. So lange er lebte, verstand ihn Niemand; seit er todt ist, versteht ihn alle Welt; ich glaube, man hat sich daran gewöhnt, wie an den Tonkin-Krieg. Es bedarf bei Aufführung seiner Werke drastischer Beiworte, wie z. B. kühn! fremdartig! bizarr! Man stütze den Kopf auf die Hände und schlafe, wenn man kann!

Chopin. Bewundert wird er von Allen, selbst von Solchen, die eigentlich entgegengesetzter Ansicht sind, denn die Bewunderung Chopins giebt so etwas Distinguirtes! Man murmele sanft: Welcher Honig! welche Poesie! Man vergesse ja nicht, zu lächeln oder zu weinen, selbst nicht sich auszuschnauben, so laut wie möglich!

Flotow. Seine Musik erinnert an die Kunst, gerade wie ein Regenschirm an die Aesthetik; man kann das Erste Beste sagen, was Einem einfällt. Zuweilen, das ist gewiß, sind sehr hübsche Stücke da, aber es sind furchtbar bekannte Melodien. Man braucht sich nicht zu geniren und kann ruhig seine Zeitung lesen.

Gounod. Hier ist die Begeisterung obligatorisch, wie die Militärpflicht. Er ist der Autor des „Faust", ferner des „Faust" und endlich des „Faust". Alles Uebrige ist ebenso vergessen wie reizvoll. Man rede kein Wort; es wird angenommen, daß ein Jeder entzückt sei, und wer Sorge trägt, seine Augen zum Himmel aufzuschlagen, dem schreibt man eine große Empfänglichkeit zu.

Liszt. Ein Musiker, der vor anderen den Vortheil voraus hat, daß man ihn nicht gar oft zu hören bekommt, denn es sind Pianisten mit vierzehn Fingern erforderlich, um seine Kompositionen vorzutragen. Man kann dieselbe Kritik anlegen wie bei dem analogen Genre eines Hoffmann und den Versuch machen, nicht mit den Zähnen zu knirschen.

Mendelssohn. Er umfaßt alle möglichen Arten der Musik, und man kann daher alle möglichen Ausrufungen riskiren, vorausgesetzt, daß sie zur rechten Zeit kommen. Man nehme eine ernste Miene an, denke beispielsweise über sein Testament nach. Nur freilich wieder dies nicht bei dem „Hochzeitsmarsch"!

Schumann. Er erinnert an den Aprilmonat: eben so viel Sonnenschein wie Regen, eben so viel Harmonien wie Dissonanzen. Man hüte sich vor Zerstreuung, man folge gut, denn wenn man einmal den Faden verloren hat, so findet man ihn nicht wieder. Man brumme mit gedämpfter Stimme; diese Art Beifall eignet sich für das Allegro so gut, wie für das Adagio.

Mozart. Entweder Entzücken oder Gleichgültigkeit, aber auf alle Fälle vollständiges Schweigen — sonst ist man verloren. Man schlafe nicht, man gähne nicht, man recke sich nicht und stochere nicht in den Zähnen herum — man könnte sonst für den Schah von Persien oder irgend ein anderes unzivilisirtes Wesen gehalten werden.

Wagner. Das hängt ganz vom Temperament ab. Es verhält sich mit ihm, wie mit einer kalten Douche — entweder man gewöhnt sich daran, oder man wird verrückt.

Vermischte Nachrichten.

Berlin. Daß die Romantik noch nicht ausgestorben ist, das zeigt eine Entführungsgeschichte, die hier jüngst passirt ist und in den den Betheiligten nahestehenden Kreisen selbstverständlich viel Aufsehen erregt hat. Die 18jährige Tochter einer jetzt hier von ihren reichen Renten lebenden ehemaligen Gutsbesitzerin hatte zu einem jungen Norweger, der mit ihrem Bruder freundschaftlich verkehrte und ihn häufig besuchte, eine innige Neigung gefaßt, welche nicht minder feurig erwidert wurde. Als die Mutter der jungen Dame, eine Frau von sehr strengen Grundsätzen, wahrnahm, daß zwischen der Tochter und dem Freund ihres Sohnes ein „Verhältniß" sich anspinne, so legte sie ein entschiedenes Veto ein und ersuchte sogar den Norweger, ihr Haus zu meiden. Unter dem Schutz einer im Hause lebenden älteren Kusine hatten die Liebenden aber dennoch weitere Zusammenkünfte, und der ritterliche Norweger, der übrigens selbstständig und Besitzer eines bedeutenden Ritterguts ist, beschloß nun, um den Widerstand der Mutter zu brechen, seine Angebetete in aller Form zu entführen, und setzte diese Entführung in vergangener Woche auch mit effektvollem romantischen Beiwerk in Szene. Als die Frau Mama aus einer Gesellschaft nach Hause kam, fand sie die Kusine in Thränen fast aufgelöst. Dieselbe gestand, daß Helene von dem Geliebten in einem Wagen abgeholt und „wahrscheinlich" mit dem Kurierzuge der Stettiner Bahn abgereist sei. In ihrer „Angst" vergaß die gute Kusine aber anzugeben, daß Helene in den Kleidern ihres Bruders die Reise unternommen, und es erwies sich daher auch der in der Nacht aufgebotene Telegraph unwirksam. Dagegen langte am nächsten Mittag ein Telegramm an, worin die Liebenden ihre glückliche Ankunft auf einem Gute bei Stralsund anzeigten und um den mütterlichen Segen baten, da nun doch einmal nichts zu ändern sei. Die Frau Mama soll zwar arg gezürnt haben; es ist aber den Bitten der Kusine, sowie ihres eigenen Sohnes gelungen, sie milde zu stimmen. Die Mama ist sofort nach Stralsund abgereist, um dem flüchtigen Paare den nachträglichen Segen zu bringen.

— (Was der deutsche Seemann vom Winde glaubt.) An der Ostsee wie an der Nordsee ist unter den Seeleuten der Wahn verbreitet, daß durch Pfeifen der Wind gelockt und verstärkt werde. Wehe d'rum Dem, welcher am Bord pfeift, wenn Sturm sich erhebt, ist er doch in Gefahr, gelyncht zu werden, weil Kapitän und Matrosen überzeugt sind, daß der Sturm dann zum Orkan anschwellen könne. Bei schwachem Winde aber oder bei einer Windstille ist es nicht unzweckmäßig, in einem lockenden Tone zu pfeifen. Da man ja aber doch nicht wissen kann, ob der Wind dadurch nicht gar zu stark werden möchte, muß man zwischen dem Pfeifen dem als Luftdämon gedachten Winde einige Schmeichelworte zusprechen, z. B. „Kumm oll Brörin" (Brüderchen); „komm oll Jung!" Aeltere Schiffer haben es nicht einmal nöthig, den Wind zu locken. Sie steh'n mit ihm auf Du und Du und brauchen sich nur ans Steuer zu stellen und einige Mal in kosendem Tone zu rufen: „Kuhl up, oll Vare! Kuhl up, Kuhl up!" (Kühl auf [frische auf], alter Gevatter); binnen einer Viertelstunde kommt dann gewiß der erwünschte Wind. Sofern sie aber sich nicht damit begnügen, halblaut in schmeichelndem, vertraulichem Tone zu rufen, können sie leicht erfahren, daß der Brausewind etwas zu gewaltig auftritt. Bei konträrem Winde darf man am Bord gar nicht flicken oder nähen, weil sonst der Wind festgenäht wird und nicht herum gehen kann. Bei gutem Winde aber ist das Nähen sehr rathsam, denn dann wird er ebenfalls festgenäht und man behält ihn.

— In der Silurformation, derjenigen Schicht der Erdkruste, wo Reste organischen Lebens zum ersten Male in größerer Zahl und Mannigfaltigkeit auftreten, waren bisher nur die Versteinerungen von solchen Thieren vorgefunden worden, welche als Meeresbewohner angesehen werden mußten. Man hat aus den Befunden schließen können, daß zur Silurzeit der größte Theil der Erdoberfläche vom Meer bedeckt war, aus welchem sich nur einzelne felsige Inseln erhoben. Es war bisher kein einziges Landthier aus dieser frühen Erdepoche bekannt. Vor einigen Wochen hat nun aber Prof. Lindström der Akademie der Wissenschaften in Stockholm die Mittheilung gemacht, daß er in den silurischen Gesteinen der Insel Gotland einen fossilen Skorpion aufgefunden hat. Nur der Chitinpanzer des Thieres ist erhalten und der Körper ist durch das Gewicht der überlagernden Schichten zusammengedrückt. Die acht Beine enden jedes in einer Spitze, statt, wie bei den gewöhnlichen Skorpionen, in einer Doppelkralle. Einer der Körperringe zeigt eine deutliche Athemöffnung (Stigma) und hieraus zieht Lindström den Schluß, daß das betreffende Thier nicht nur Luft athmete, sondern auch auf dem festen Lande lebte. Es ist dieser Skorpion mithin als das älteste bekannte Landthier anzusehen.

— Ueber den Werth der Frauen haben die Gesetzgeber alter und neuer Staaten sehr verschiedene Ansichten gehabt. Sicher ist, daß in der Vorzeit die Frau weniger als der Mann galt. Moses schätzte den Mann auf 50, die Frau aber nur auf 30 Seckel Silber. Homer singt: „Ein blühendes Weib ist der Kampfpreis, klug in menschlicher Kunst — und geschätzt 4 Rinder am Werthe." Nach dem Strafgesetz der alten Isländer gilt dort eine Frau gleich 3 Mark (etwa 18 Mark nach unserem Gelde), und das alte deutsche Volksrecht der Allemannen setzt den Werth eines Weibes auf 200 Gulden, wenn sie Mädchen, auf 80 Gulden, wenn sie verheirathet ist.

— (Aus einer sächsischen Schule.) Lehrer: „Welche Eigenschaft besitzt Afrika?" Schüler: „Es ist dort sehr heeß." Lehrer: „Gut, dein Verstand ist recht, aber deine Aussprache nicht, denn es heeßt: heiß!

Verantwortlicher Redakteur: W. Sievers in Stettin.

Telegraphische Depeschen.

Petersburg, 9. Jauuar. Das „Journal de St. Pétersbourg" bestätigt, daß die von der „Indépendance belge" mit Vorbehalt veröffentlichte Nachricht über Unruhen in einem Moskauer Seminar thatsächlich unbegründet seien.

In Betreff der beabsichtigten Zollerhöhungen will die „Neue Zeit" wissen, daß der Zoll für Heringe um 7 Kopeken, für schwarzen Thee um 4 Rubel, für Ziegelthee um 110 Kopeken, für Pflanzenöl um 20 Kopeken, für Seidenzwirn und Seidengewebe um 8 resp. 16 Rubel per Pud und für Schaumwein um 15 Kopeken per Flasche erhöht würde. Die Zolleinnahmen sollen dadurch um 5—6 Millionen jährlich vergrößert werden.

Rom, 9. Januar. Die Garnison von Assab wird aus einem Bataillon Chasseurs, einer Kompagnie Artillerie mit 6 Geschützen, einem Geniepeloton und entsprechendem ärztlichen Verpflegungs- und Intendanz-Personale bestehen. Die Gesammtstärke wird kaum 1000 Mann betragen. Zum Kommandanten ist Generalstabsoberst Saletta, welcher bisher in Palermo stationirt war, ernannt worden. Als Aufgabe desselben wird die Wahrung der Sicherheit der Kolonie und das Studium des Nachbargebietes bezeichnet. Die Abreise erfolgt wahrscheinlich nächste Woche.

Die Kongoexpedition ist nicht aufgegeben, sondern blos verzögert; die Schiffe „Garibaldi" und „Vespucci" werden sich daran betheiligen und die Fahrt nach dem Kongo über Suez und das Kap der guten Hoffnung machen und gleichzeitig die Transportdampfer, welche die Garnison nach Assab führen, bis dahin begleiten.

London, 9. Januar. Wie aus Melbourne vom 8. d. M. gemeldet wird, fand dort am 7. d. Mts. Abends unter dem Vorsitze des Maires eine öffentliche Kundgebung statt, an welcher sich etwa 4000 Personen betheiligten. Es wurde eine Resolution angenommen, welche das Verhalten des Grafen Derby gegenüber den deutschen Besitzergreifungen verurtheilt, gleichzeitig aber jedwede feindliche Gesinnung gegen Deutschland bestimmt in Abrede stellt.

Eine andere Versammlung fand gestern in Ballaart statt, in welcher eine Resolution beschlossen wurde, welche angesichts der zunehmenden Bestrebungen der auswärtigen Mächte, die Australien benachbarten Inseln zu annektiren, erklärt, diese Inseln dürften allein eine Erbschaft Australiens sein.